

Hinkela (Luise Rinser)

Ende November des Jahres 1938 fand die Frau des Schreiners, als sie frühmorgens in den Schuppen ging, um Brennholz zu holen, dort in einem Haufen Hobelspäne etwas Lebendiges liegen, das sie zuerst für einen Hund hielt, dann aber als ein Kind erkannte, das zusammengerollt dort schlief. Als sie einen Schritt näher kam, erwachte es augenblicklich, sprang auf und zur Tür hinaus. So blitzschnell das auch geschah, hatte die Frau doch den Kleinen wiedererkannt. Seit zwei Wochen begegnete sie ihm fast täglich, wenn sie in der Morgendämmerung aus dem Haus ging, um vor Beginn ihrer eigenen Arbeit die ihrer Schwester zu tun, welche ihr siebtes Kind erwartete; sie selber hatte kein Kind. Sie war aber noch nicht alt und eher hübsch als hässlich, doch nicht nach dem Geschmack der Einheimischen, denn sie war schwarzhaarig und dunkelhäutig, und sie hinkte stark von Geburt her. Doch hatte sie lustige grün und braun gepunktete Augen und war geschickt in allem, darum hatte der Schreiner, der ein kräftiger Bursche war, sie genommen trotz des Hinkens. Er nannte sie Hinkela und meinte es zärtlich, solange sie beide jung waren. Eines Morgens, genau am 15. November 1938, sah sie in der Dunkelheit in ihrem kleinen Garten auf einem Beet mit Winterkohl etwas kauern, das zu groß war, um für ein Kaninchen oder einen Wildhasen zu gelten, aber es war zweifellos etwas Lebendiges, das die bereiften, eiskalten Kohlblätter fraß. Sie schlug in die Hände, um es zu verscheuchen, und es sprang auch wirklich auf und davon, aber es war ein Kind.

Am nächsten Morgen sah sie den Kleinen wieder, als sie zu ihrer Schwester ging: er watete barfuß in dem Wassergraben neben der Straße und fischte die Holzäpfel heraus, die der Wind von den Bäumen gerissen und dort hineingeworfen hatte. Seine Schuhe standen am Straßenrand. Die Frau nahm sie auf, sie waren in einem jämmerlichen Zustand zwar, aber man sah, dass sie einmal, vor nicht allzu langer Zeit, teuer waren. Sie stellte sie wieder hin und ging gedankenvoll und hinkend ihres Weges. Den Kleinen anzurufen, hatte sie nicht gewagt, und sie hätte nicht sagen können, was es war, das ihr den Mund versiegelte.

Am dritten Tag traf sie ihn nicht, und sie vermisste ihn schon, und sie beschloß, beim nächsten Mal ihn anzusprechen. Zwei Tage musste sie warten, dann sah sie ihn, wieder am frühesten Morgen, das war wohl seine Stunde, wie er an einer Kartoffelmiete auf einem der Äcker, die es damals noch am Rande der Stadt gab, kratzte, um zu den tief unter Erde und Stroh überwinternden Kartoffeln zu gelangen. Da rief sie ihn an. He du, komm her, hab keine Angst, ich geh dir Brot! Aber wie zu erwarten war, kam er nicht, sondern duckte sich zwischen die Ackerfurchen und war unsichtbar. Sie ließ ihn gewähren, das Stück Brot aber, das sie immer mitnahm, um bei ihrer Schwester, die ärmer war als sie, nichts zu verzehren, legte sie so, dass er es sehen musste, auf einen Kilometerstein am Weg. Dann ging sie weiter, versteckte sich hinter einem Baum und sah, wie er aufstand, näher schlich, sich schließlich auf das Brot stürzte und hineinbeißen davonrannte. Sie lachte. Am nächsten Morgen legte sie, ohne sich um ihn zu kümmern, ein Brot und einen Apfel auf den Stein. Der kleine magere Schatten holte es sich, kaum war sie zehn Schritte entfernt. Dieses Spiel spielten sie schon zwei Wochen lang.

Und nun war er zu ihr gekommen, hatte die Nacht in ihrem Holzschuppen verbracht, aus dem Spiel war Ernst geworden. Denn es war ihr klar, dass er damit nicht nur sein Vertrauen zu ihr ausdrückte, sondern, indem er sich unter ihren Schutz begab, auch begann, sie in sein Geschick hineinzuziehen. Als sie den Kleinen im Nebel untertauchen sah, seufzte sie, dann nahm sie ihre Schürze auf, füllte sie mit Sägespänen, Reisig und Kleinholz, trug alles ins Haus und machte Feuer. Als sie vor dem Herd kniete, sah sie sein Gesicht am Fenster. Sie sah es zum ersten Mal. Es war ein Kindergesicht und war doch alt. Sie winkte ihm stumm, aber er verschwand. Als sie das Fenster öffnete, sah sie ihn hinter einem Busch kauern. Sie legte ein Brot auf die Fensterbank und sagte: Warte, dann bring ich dir Milch. Sie wärmte die Milch rasch auf dem Feuer und stellte die Tasse ans Fenster. Ein magerer Arm holte sie alsbald, und auch das Brot verschwand. Als die Tasse, geleert, wieder auf dem Fensterbrett stand, sagte die Frau ins Dunkle hinein: Du kannst jeden Morgen um die gleiche Zeit herkommen!

In diesem Augenblick ging die Tür auf. Mit wem redest du denn? sagte ihr Mann. Mit der Katze, antwortete sie. Mit was für einer Katze? Seit wann haben wir eine Katze? Sie lachte nur. Er fragte nichts weiter, schaute aber die Tasse an, die die Frau rasch vom Fensterbrett genommen und ins Spülbecken gestellt hatte. Du hast schon gefrühstückt, sagte er verwundert, aber ließ es dabei bewenden.

Eine Woche lang holte der kleine Fremde in der frühesten Morgenstunde seine Milch und sein Brot, ohne dass er ein einziges Wort sagte. Als er zum siebten Mal die geleerte Tasse auf das Fenstersims zurückgestellt hatte, blieb er stehen und sagte leise: Haben Sie ein Buch? Was für ein Buch? Irgendeines. Da hörte sie ihren Mann aus der Werkstatt kommen. Geh weg, flüsterte sie, geh jetzt, aber komm heut Abend um acht, da bin ich allein.

Den ganzen Tag über war sie unruhig und hatte ein schlechtes Gewissen, fast so, als wäre sie dabei, ihren Mann mit einem ändern Mann zu betrügen, aber nichts in der Welt hätte sie davon abbringen können, Punkt acht Uhr das Küchenfenster zu öffnen und aufs Geratewohl in die Dunkelheit hinein zu sagen: Komm herein, die Haustür ist offen. Aber er hatte sich schon auf das Sims geschwungen und glitt hinein. Sie schloss rasch hinter ihm Fenster, Läden und Vorhänge. Da stand er nun, Haut und Knochen, verdreht, feucht vom Nebel, die Kleider zerrissen, und vollkommen kahl. Nicht ein einziges Haar war auf seinem Schädel und auch Augenbrauen und Wimpern fehlten. Mitten auf der Stirn war ein rotes Mal: eine Brandwunde, noch nicht verheilt. Sie erschrak, aber sie fragte nichts, denn sie begann schon, alles zu erraten. Setz dich, sagte sie, schob ihm einen Stuhl nah an den Herd, rückte den Tisch näher, stellte einen Teller Suppe vor ihn hin und ging hinaus. Als sie wieder eintrat, war der Teller leer. Der Kleine saß artig am Tisch. Willst du noch mehr? fragte sie. Er sagte leise: Nein, danke, und stand auf. Was willst du? fragte sie. Fortgehen? Wohin denn? Er deutete mit dem Kopf unbestimmt ins Weite. Wo schläfst du denn nachts? Er zuckte die Achseln. Du kannst ruhig im Schuppen schlafen. Ich wecke dich jeden Morgen früh genug. Aber wo bist du unterm Tag? Er zuckte wieder die Achseln. Während sie kleine Holzscheite in den Herd warf, schaute er ihr zu. Als das Feuer hochschlug, stieß er einen Schrei aus, begann zu zittern und warf sich der Frau in die Arme. Sie schloss rasch die Ofentür mit der einen Hand, mit der ändern hielt sie ihn fest und streichelte sein nacktes Schädelchen: Armer Kleiner, sagte sie, so also steht mit dir. Zu denen gehörst du also. Feuer haben sie gelegt an eure Häuser am Jakobsplatz; die Deinen, die sind tot, und du lebst und bist da und gehörst nirgendwo mehr hin und darfst nicht leben. Dann kauerte sie sich neben ihn auf den Boden und zog ihn ganz in ihre Arme, drückte sein Köpfchen an ihre Brust und weinte. Der Kleine weinte nicht, aber er hörte allmählich auf zu zittern, und auf einmal war er eingeschlafen, stehend und in ihren Armen. Mein Gott, flüsterte sie, was tu ich jetzt mit dir. So was kann man doch nicht fortjagen. Läufst ja den Henkern in die Hände. Armer Kleiner. O Gott, was tun. Aber fort lasse ich dich nimmer, nein, du bist zu mir gekommen, jetzt bleibst du.

Sie stand langsam auf, nahm den Kleinen, den sie auf zehn Jahre schätzte, der jedoch so leicht wog wie ein Sechsjähriger, auf ihre Arme und trug ihn über die Stiege. Dort, unter dem Dach, war eine kleine Kammer mit einem Bett. Da hatte früher einmal ihre Schwiegermutter gewohnt. Seit die alte Frau gestorben war, stand die Kammer leer. Damit sie das Bett aufdecken konnte, setzte sie das schlafende Kind auf einen Stuhl. Als sie zum Bett ging, krachten die Fußbodenbretter. Die Frau schüttelte den Kopf und blieb eine Weile ratlos stehen. Dann nahm sie alle Kissen aus dem Bett und trug sie in einen winzigen Verschlag daneben, unter dem kein Zimmer, nur die Speisekammer lag. In aller Eile bereitete sie dort ein Lager auf dem Fußboden, verstopfte die Ritzen im Dach mit alten Zeitungen, die in dem Verschlag aufgestapelt waren, ganze Jahrgänge des „Völkischen Beobachter“ von 1933 an, die ihr Mann eifrig gesammelt hatte, aber daran dachte sie jetzt nicht. Dann holte sie noch eine Decke aus ihrem eigenen Bett, einen alten Abfalleimer, eine Taschenlampe, einige Äpfel, einen Krug mit Wasser und ein Glas, und schließlich trug sie den Kleinen in dieses Versteck und legte ihn zu Bett. Da erwachte er. Wirr und wild blickte er um sich, aber als er die Frau erkannte, legte er sich still nieder. Wie heißt du eigentlich? Der Kleine gab keine Antwort. Also gut, sagte die Frau, dann nenne ich dich so, wie ich will; wenn ich ein Kind gehabt hätte, dann hätte ich es, wärs ein Bub gewesen, Stephan getauft, des Namenspatrons wegen, den sie gesteinigt... Sie hielt erschrocken inne: Ach, du weißt ja nichts von diesen Sachen. Bist ja nicht getauft. Aber trotzdem sollst du Stephan heißen. Er sagte nichts, er schaute sie nur an. Also du, fuhr sie fort. Du, Stephan, hör zu: du musst den ganzen Tag hier bleiben, darfst keinen Lärm machen, und wenn du aufs Töpfchen musst, dann benütz den Eimer da. Ja, das geht nun einmal nicht anders jetzt. Als sie den Blick sah, den er dem Eimer zuwarf, sagte sie rasch: Ich bring auch einen Deckel dazu, und ich komm schon jeden Tag zum Ausleeren, keine Sorge. Und ich bring dir auch Bücher, bei Tag ist's halbwegs hell, und hier hast du eine Taschenlampe, ich bring dir auch zu essen, und jeden zweiten Abend ist mein Mann fort, dann hol ich dich. Übermorgen richt ich dir

ein Bad, heut ist's zu spät dazu. Sollst es gut bei mir haben, mein Gott, ja, so gut es geht, wie die Sache nun einmal steht. Aber jedenfalls findet dich hier keiner, hier bist du sicher, mein Kleiner. Er schaute sie stumm an, während sie sprach, dann schüttelte er den Kopf und sah dabei aus wie ein Erwachsener, der sich kindische Reden eines kleinen Mädchens anhören muss, und dann sagte er leise, aber bitter weit über seine Jahre hinaus: Sie sollten das besser nicht tun. Sie wissen doch genau, woher ich komme. Ja, sagte sie, das kann ich mir denken. Aber das alles lass meine Sorge sein. Bleib du nur hier. Eines Tages... Sie unterbrach sich erschrocken, dann aber fuhr sie fort: Ach, mit dir darf ich ja reden, zu dir darf ich so was sagen; eines Tages, weißt du, ist das alles vorbei, wir müssen nur Geduld haben, warten, ganz still sein, du und ich. Und jetzt schlaf, schlaf, musst keine Angst mehr haben. Sie kauerte sich neben sein Lager und sagte: Keine Angst haben, keine Angst...

Sie murmelte es wie ein Wiegenlied, und der Kleine schlief dabei ein. Dann stieg sie eilends hinunter, spülte den Teller ab, aus dem der Kleine gegessen hatte, leuchtete mit der Taschenlampe die feuchte Erde vor dem Fenster ab, ob nicht Fußspuren kleiner Schuhe geblieben waren, und setzte sich dann, die Wollstrümpfe ihres Mannes stopfend, an den Herd.

Kurze Zeit später hörte sie sein Motorrad, sie kannte es am Knattern, er kam vom Dienst, er war bei der SA. Sie ging ihm, wie immer, an die Haustür entgegen. Er war bedrückt, sie fühlte es sofort, und ihr Herz klopfte. Hast du Ärger? fragte sie, aber er gab keine Antwort. Sie stellte ihm sein Bier auf den Tisch. Er rührte es nicht an. Sie stopfte Strümpfe und wartete, bis er sprechen würde, sie kannte ihn lange genug. Aber diesmal sprach er erst im Bett, als sie ihren Arm um ihn legte und er ihre Wärme spürte. Jetzt haben sie den Doktor Fleckenstein auch... Was haben sie? Er sprach nicht weiter. Fleckenstein? fragte sie, der Armendoktor? Was ist mit dem? Hast du gewusst, dass der auch Jud ist? Nein, sagte sie, aber was ist mit ihm? Er gab keine Antwort. Haben sie ihn auch umgebracht? Er setzte sich mit einem Ruck hoch. Umgebracht? Wieso umgebracht? Und wer „sie“? Und wieso „auch“? Was redest du da?

Sie versuchte ihn sanft zurückzuziehen. Komm, sagte sie, darüber brauchen wir nicht zu reden. Er blieb eigensinnig aufrecht sitzen und schüttelte ihre Arme ab. Was geht das alles dich an, murmelte er. Was es mich angeht? Wenns dich angeht, gehts doch wohl auch mich an. Also, sie haben den Fleckenstein erledigt. Umgebracht oder ins Lager geschickt. Lager, Lager, was redest du da! Was weißt denn du? Soviel wie du, sagte sie. Und jetzt leg dich endlich wieder hin, bist ja eiskalt. Aber er legte sich noch immer nicht. Du, rief er, wenn du den Vortrag vom Gauleiter gehört hättest, was der alles gesagt hat, was die Juden unserm Volke angetan haben... So, sagte sie, davon versteh ich nichts. Aber der Doktor Fleckenstein hat fast nie Rechnungen geschickt, den Armen nicht. Ausnahme, murmelte er, und sie merkte, wie hilflos er war. Sie seufzte. Wenn du bloß die Hände davon lassen könntest. Wovon? Von der Politik. Von dieser da, meine ich. Aber... Sie verschloss ihm den Mund mit der Hand. Du, sagte sie, ich weiß, dass dir nicht wohl ist bei alledem. Mir brauchst du nichts zu erzählen. Er stieß ihre Hände weg. Wie du redest! Sie lachte: Wie eine Volksfeindin. Verdammst, ja. Wenn man dich so hört, könnte man meinen, du hältst es mit denen. Mit wem? Mit den Juden und Kommunisten. Und Pfaffen, sagte sie und lachte. Geh, du redest wie ein Papagei. Komm jetzt endlich und schlaf. Während er sich zu ihr legte, murmelte er: Wenn ich nur wüsste, Hinkela... Ich durchschau's noch nicht, das alles... Plötzlich fuhr er wieder hoch: Du, eines sag ich dir: ich bin bei der SA, ich hab den Treueid geschworen, ich gehöre nun mal zu ihnen, und du bist meine Frau und gehörst zu mir, verstehst du?

Endlich brachte sie ihn dazu, mit ihr zu schlafen, und er wunderte sich, dass sie, nach langer Zeit, es so dringend wollte und so leidenschaftlich dabei war. Als er eingeschlafen war, rückte sie von ihm ab, setzte sich hoch und lauschte lange nach oben. Es war nichts zu hören. Schließlich legte sie sich wieder hin und zog die Decke über ihren Kopf. Nach dieser Nacht redeten sie nicht mehr über so schwierige Fragen. Der Kleine verhielt sich mäuschenstill, so dass sie manchmal, wenn ihr Mann in der Werkstatt war, die Stiege hinaufschlich, um nachzusehen, ob die Kammer nicht etwa leer sei. Aber er lag stets im Bett und las. Sie hatte ihm zuerst alle Bücher, die sie noch von ihrer Kinder- und Mädchenzeit her besaß, gebracht, aber er sagte, er wolle richtige Bücher und er nannte ihr Namen, die sie noch nie gehört hatte: Goethe, Schiller zum Beispiel. Sie wurde eifrige Benutzerin der städtischen Leihbücherei, in die sie vorher nie einen Fuß gesetzt hatte. An den Abenden, an denen ihr Mann SA-Dienst hatte, holte sie den Kleinen, dem sie einen Anzug und einen Mantel genäht hatte aus alten Kleidern, und sie führte ihn in der Dunkelheit im Garten

spazieren wie ein Hündchen, das Bewegung braucht, manchmal sogar weiter hinaus, über die Felder, auf denen sie keinem Menschen begegneten zu dieser Stunde; später saßen sie neben dem Herd, und er las ihr vor, während sie strickte, und allmählich bekam sie Geschmack an dem, was er las; während der Wintermonate lernte sie auf diese Weise >Die Jungfrau von Orleans< kennen und den >Götz von Berlichingen<, und sie regte sich sehr auf über die Ungerechtigkeiten in der Welt. Der Kleine nahm sie gelassener hin. Ihm waren mittlerweile Augenbrauen und Haare nachgewachsen, spärlich erst, aber immerhin war sein Schädelchen jetzt dunkel und das Gesicht nicht mehr furchterregend. Nur das rote Mal auf der Stirn, das blieb. Sie wusste jetzt seinen richtigen Namen, aber sie nannte ihn beharrlich Stephan. Er nannte sie Hinkela, weil sie es so wollte.

Sie waren beinahe glücklich miteinander. Nicht öfters als zweimal in drei Monaten wurden sie durch unvermutete Besuche erschreckt: einmal kam spätabends eine ihrer Nichten, die irgendetwas entlehnte, sie ging gleich wieder, das andre Mal war es eine Nachbarin, die blieb länger, so lang, dass Hinkela auf glühenden Kohlen saß, denn der Kleine war in der Speisekammer versteckt, und dort war es eiskalt, Licht durfte er auch nicht machen, und er konnte hören, was in der Küche gesprochen wurde, das war nicht gut für seine Ohren. Die Nachbarin nämlich erzählte, dass man in den Flußauen die Leiche einer Frau gefunden habe, nur Haut und Knochen, verhungert wahrscheinlich, und einer von der Polizei habe sie erkannt. Hinkela schürte geräuschvoll das Feuer nach, sie klapperte mit Herdringen und Schürhaken und sagte: Still, still, ich mag so was nicht hören.

Ja, ja, sagte die Nachbarin, es ist besser, nicht über so was zu reden. Endlich ging sie, und schon war ein Motorrad zu hören, der Schreiner kam nach Hause. Hinkela hatte eben noch Zeit, den halberfrorenen Kleinen aus dem Versteck zu holen und ins Bett zu schicken, da kam ihr Mann auch schon zur Tür herein. Er roch nach Schnaps und Bier und war laut, er warf die Stiefel in eine Ecke und pfiff falsch, er war betrunken, das hatte Hinkela noch nie erlebt, in ihrer ganzen Ehe nicht. Sie zog sich erschrocken auf ihren Platz am Herd zurück und stopfte weiter Strümpfe und beobachtete ihn aus den Augenwinkeln. Er ließ sich am Tisch nieder, stützte seinen Kopf mit den Fäusten und brütete vor sich hin und machte keine Miene, ins Bett zu gehen. Hinkela wartete. Sie fragte nichts. Sie tat, als wäre alles wie immer und ganz in Ordnung. Als er eine halbe Stunde so gegessen hatte, gähnte sie laut. Sie hoffte, er würde es hören. Aber er schwieg weiter. Sie gähnte noch einmal und lauter. Da sagte er: Geh ins Bett. Ich komm dann schon. Aber jetzt war sie es, die schwieg. Sie konnte gut warten. Allmählich wurde er nüchtern. Mach mir einen starken Kaffee, murmelte er. Sie tat es, ohne etwas zu fragen. Noch nie hatte er um diese Zeit, so spät noch, Kaffee gewollt. Er trank ihn, so heiß er war, in einem Zuge aus. So, sagte er, jetzt ist mir besser. Sie fragte immer noch nichts, aber er legte seinen Arm um ihre Hüfte. Hinkela, sagte er, ich kanns fast nimmer mitmachen, was sie tun. Heut hab ich Dienst am Bahnhof gehabt, da hab ich gesehen, wie man sie fortgebracht hat, du weißt schon wen. In Viehwagen. Der Apotheker Siegel war auch dabei mit seiner Frau und der Schwiegermutter.

Der Siegel? rief Hinkela. Aber ist denn der ein Jud? Hinkela, ich weiß nimmer, was recht und was unrecht ist. Mir grausts. Aber wenn ich daran denke, wie der Viehhändler, der Jud Finkel, meinen Vater hereingelegt hat, dann glaub ich doch, was sie sagen. Wie im Kleinen, so im Großen. Geh, sagte Hinkela, als ob die christlichen Viehhändler besser wären. Viehhändler ist Viehhändler, ob Jud ob Christ. Aber wenn du nimmer mitmachen magst, dann tritt halt aus. Tritt aus, tritt aus, das sagt sich leicht, aber das kann man doch nicht, das ist es ja, verstehst du denn nicht, da kann ich gleich hingehen zum Obersturmführer und die Uniform hinschmeißen: da habt ihr euern Dreck, ich bin dagegen, führt mich auch ab mit denen. Nein, Hinkela, das geht nicht. Und ich wills auch nicht, verstehst du, ich wills nicht. Ich hab einmal ja gesagt, jetzt bleib ich dabei. Und vielleicht haben sie doch Recht und es ist nötig. Was ? Was ist nötig? Er stand auf. Jetzt hab ich lauter dummes Zeug geschwätzt. Besoffen war ich. Ist schon vorbei. Bin wieder in Ordnung. Gehn wir schlafen. Hinkela wagte nichts mehr zu sagen, sie seufzte nicht einmal, aber sie legte sich in dieser Nacht nicht zu ihm. Ein paar Tage später bekam Hinkela einen großen Schrecken, als ihr Mann sich plötzlich erinnerte, dass irgendwo unterm Dach, in Zeitungspapier eingeschlagen und mit Mottenkugeln belegt, eine warme Wolljacke sein musste; es fror ihn abends, wenn er Dienst im Freien hatte. Hinkela sprang sofort auf. Ich hol sie dir. Er wollte es selber tun: Ich weiß doch, wo sie ist, hab sie ja selber in den Verschlag gebracht. Nein, rief Hinkela, ich hab aufgeräumt da oben, da ist sie nicht mehr, sie ist... ach, bis ich dirs erklär, hol

ich sie gleich selber. Und schon flog sie die Stiege hinauf. Das Paket mit der Jacke war in dem Verschlag, hinter dem Lager des Kleinen. Am selben Abend noch brachte sie an der Tür zu diesem Verschlag ein Vorhängeschloss an, und innen auch noch einen Riegel, für alle Fälle. Sie verabredete mit dem Kleinen, dass er nur dann öffnen dürfe, wenn sie wie eine Katze schrie. Aber wenn man das Schloss mit Gewalt abreißt und wenn der Riegel nicht hält? fragte sie sich selbst. Du, Stephan, sagte sie, wenn, was Gott verhüte, aber wenn einmal jemand anderer als ich an der Tür herummacht und wenn du fürchten musst, dass die Tür aufspringt, dann... Sie deutete auf die Dachluke. Da kannst du ganz leicht durch. Draußen reichst du mit den Füßen bis zur Dachrinne. Da kannst du dich schon eine Weile halten, da sieht dich niemand, da ist der große Kiefernast. Vergiss aber nicht, die Dachluke hinter dir zuzumachen, und damit du sie von außen wieder aufbringst, steckst du ein Hölzchen dazwischen. Hast du verstanden? Ja, sagte der Kleine, aber das hilft nichts. Warum nicht? Alles hier wird mich verraten. Du hast recht, sagte Hinkela, und auch nicht recht. Man wird merken, dass da wer wohnt, aber deswegen weiß man noch lange nicht wer. Der Kleine schwieg, aber er lächelte nachsichtig. Als sie am nächsten Abend vor seiner Tür miaute, dauerte es ein wenig länger, als sie erwartete, bis er den Riegel zurückschob. Die Kammer war aufgeräumt, das Bett nicht mehr da. Probealarm, sagte der Kleine, ohne zu lächeln. Er hatte eine alte Kommode unter die Dachschräge geschoben, so dass dahinter ein Hohlraum entstand, in dem er das Bett auf eins-zwei-drei verschwinden lassen konnte. Hinkela fuhr ihm über das struppig nachwachsende Haar. Gott verhüte, sagte sie, dass du es einmal im Ernst tun musst. Es vergingen drei, vier, fünf Monate, und nichts Böses ereignete sich. Hinkela hatte nicht einmal mehr Angst. War so lange alles gutgegangen, würde es auch weiterhin gut gehen. Wie lange, das zu fragen hatte sie aufgegeben. Der Kleine hatte sich erholt, und Hinkela sagte, er dürfe nicht noch dicker werden, sonst passe er nicht mehr durch die Fensterluke; sie lachten. Er hatte sich still und schmiegsam an seine Lage gewöhnt, und er las und las und teilte mit Hinkela, was er lernte und dachte. Es kam der Sommer, und in dem winzigen Verschlag unmittelbar unter dem Dach wurde es schier unerträglich heiß. Darum ließ der Kleine, wenn er den Schreiner in der Werkstatt arbeiten hörte, die Türe offen, um Durchzug zu bekommen. Auch nachts schlief er bei offener Tür. Wer auch sollte kommen, um nachzuschauen. Und doch kam eines Nachts jemand.

Hinkela war am Nachmittag zu ihrer Schwester geholt worden, die ihr siebtes Kind zur Welt brachte. Das Kind war geboren, aber Hinkela sollte danach noch die Nacht über dort bleiben. Der Schreiner war es nicht gewohnt, allein im Bett zu liegen, er konnte nicht schlafen. Er suchte etwas zu lesen, aber er fand nichts. Da fielen ihm die alten Zeitungen ein, die er im Dachverschlag aufbewahrte. So stand er auf und ging die Stiege hinauf. Es war zu spät für den schlaftrunkenen Kleinen, die Tür zu schließen, und auch zu spät, durch die Dachluke zu schlüpfen. So blieb er denn liegen, er zog nicht einmal die Decke über den Kopf. Mit weit offenen Augen schaute er dem Mann entgegen, der da, im Hemd, mit einer Taschenlampe in den Verschlag leuchtete. Für den Schreiner war es allzu überraschend, was er da sah, so dass er eine ganze Weile nichts tat, er blieb einfach stehen. Die beiden schauten sich an. Endlich brachte der Schreiner den Mund auf: He du, sagte er, was tust denn du da? Was bist denn du für einer? Der Kleine schwieg, aber er setzte sich in seinem Bett hoch. Der Schreiner leuchtete ihm ins Gesicht, so dass er die Augen geblendet schloss. Ach so, sagte der Schreiner schließlich, ach so ist das. Er blieb noch eine Weile stehen, dann sagte er rau: Schlaf weiter. Er vergaß, die Zeitungen mitzunehmen. Die ganze Nacht tat er kein Auge zu. Er wusste sich keinen Rat. Aber im Morgengrauen stand er auf, schrieb auf einen Zettel: >Sag meiner Frau nichts<, unterstrich das >nichts< dreimal mit seinem dicken Schreinerbleistift, schlich die Stiege hinauf und legte den Zettel in den noch immer offenen Verschlag. Der Kleine sah es wohl, aber er rührte sich nicht. Eine Woche schleppte der Schreiner das Geheimnis mit sich. Er schlief schlecht und stöhnte, und einmal redete er im Schlaf, und er sagte etwas von einem Kind, dann schrie er und wachte auf. Hinkela erschrak sehr. Bist du krank? Krank, sagte er, ja, krank von der Suppe, die du uns eingebrockt hast. Ich versteh kein Wort. Wovon redest du bloß, Mann? Er deutete mit dem Kopf nach oben. Hinkela setzte sich. Dann sagte sie: Soll ich ihn fortjagen? Er gab keine Antwort. Sie stellte sich neben ihn und rieb ihr Gesicht an seiner Schulter. Schau, sagte sie, wir haben kein Kind, und ich hätte so gern eins. Wen stört denn das da droben? Ich hätte dich herauslassen wollen aus der Geschichte. Aber jetzt, wo du es weißt, jetzt bist du mit drin, jetzt musst du mir helfen, jetzt musst du zu mir stehen. Er schob sie ein wenig von sich weg. Zu dir stehen, rief er,

was heißt denn das? Das heißt, dir und mir den Teufel an den Hals holen. Wie denkst du dir denn das? Wie soll denn das weitergehen? So, sagte sie. Was: so? So mit dem da droben versteckt jahrelang? Ja, sagte Hinkela. Er schaute sie an. Verrückt bist du. Hilf mir, sagte sie. Ja wie denn, wie denn? rief er. Weißt du denn, wer er ist? Ja, sagte sie. Dem Professor Frankenstein sein Jüngster. Die ändern drei sind tot. Der Professor auch. Beim Synagogenbrand. Hörst du: alle verbrannt! Und die Frau Frankenstein, die hat man gefunden, tot, verhungert am Flusse. Und ich, ich hab den Buben gefunden, halb verhungert und halb erfroren. Wann ? fragte er. Ende November, sagte sie. So lang ist er schon bei uns. Und jetzt willst du ihn fortjagen? Hab ich gesagt, ich wills? Aber sag mir jetzt du, was wir tun, wenn das eines Tages einer merkt. Ich bin bei der SA. Vergiss das nicht. Grade deswegen! Das schützt uns doch. Keiner wird denken, dass wir so was tun. Sie rieb wieder ihren Kopf an seiner Schulter. Er duldete es. Hinkela, Hinkela, sagte er, du holst uns den Tod ins Haus. Aber geh, rief sie, was redest du: den Tod? Wenns doch keiner weiß. Also gut. Aber ich, ich weiß auch nichts, verstehst du? Und dass er mir ja weiter da droben bleibt! Nicht dass du denkst, er könnte jetzt ungeniert im Haus herumgehen. Droben bleibt er, hörst du. Aber ja, sagte sie, der bleibt schon droben. Hinkela hob sich auf die Zehenspitzen und gab ihm einen Kuss. Er nahm seine Mütze vom Haken und ging in die Werkstatt. Sie lief über die Stiege, miaute, die Tür ging auf. Stephan, rief sie, er weiß es, mein Mann, aber du darfst bleiben. Jetzt ist alles gut. Aber woher weiß ers denn? Das hab ich ihn in der Aufregung gar nicht gefragt. Er war da, sagte der Kleine ruhig. Wann? Vorige Woche. Und du hast mir nichts davon erzählt? Warum sollte ich. Es hätte Sie bloß aufgeregt. Und er hat mir auch verboten, es Ihnen zu sagen. Ihr Männer, sagte Hinkela.

Zwei Monate danach, in den ersten Septembertagen, begann der Krieg; ein paar Wochen später wurde der Schreiner einberufen, und im Dezember marschierte er schon gegen Osten. Hinkela und der Kleine waren jetzt allein, aber das änderte gar nichts an ihren Gewohnheiten. Sie wurden eher noch vorsichtiger. Aber eines Tages kam der erste Schrecken: zwei Männer von der Partei gingen von Haus zu Haus, um nachzuschauen, ob es einen sicheren Luftschutzkeller gab, und ordneten an, dass unterm Dach alles leicht Brennbares weggeräumt werde. >Entrümpeln< nannte man das. Sie kamen unvermutet, stiegen in den Keller hinunter und unters Dach hinauf. Hinkela lief mit, plauderte und scherzte. Und was ist da drinnen? fragte der eine Mann. Da? Nichts, gar nichts. Da ist schon lang nichts mehr drin. Mein Mann hat vor Jahren einmal abgesperrt und den Schlüssel verlegt oder verloren, was weiß ich. Aber wir brauchen ihn ja nicht, weil nichts drinnen ist. Als die Männer fort waren, musste sie sich hinsetzen, ihr war schlecht. Als sie zu dem Kleinen hinaufstieg, zitterte sie immer noch. Hinkela, sagte er ruhig, jetzt wird es Zeit, dass ich gehe. Gehen, gehen, ja wohin denn gehen? rief Hinkela. Als ob es irgendeinen Fleck im ganzen Land gab, wohin du gehen könntest. Nein, davon wird nimmer geredet. Wenn du wo sicher bist, dann hier. Aber ein paar Wochen später kam der zweite Schrecken: einer der beiden Luftschutz-Warte, wie man sie hieß, stand eines Abends vor der Tür; einer allein. Ich muss Sie warnen, sagte er, da droben ist Licht. Wo droben? Aber kommen Sie doch herein, ist ja so kalt vor der Tür. Wo droben? Ach so, ich war grad in der Dachkammer, hab was gesucht, hab ich vielleicht das Licht brennen lassen? Ich schau gleich nach. Sie flog die Stiege hinauf. Ja wirklich, rief sie von oben, ich hab vergessen auszuschalten. Und was ist mit der Verdunkelung? fragte der Mann streng. Hinkela senkte schuld bewusst den Kopf. Ich habe gedacht, wenn dort nie jemand da droben ist, da braucht es das nicht. So, sagte er, Sie haben das gedacht. Und da sehen Sie, dass Sie falsch gedacht haben. Wenn nun feindliche Flieger gekommen wären und hätten das Licht gesehen, da hätten sie ein schönes Ziel gehabt, und Sie hätten eine ganze Stadt verraten; begreifen Sie jetzt, dass auch da droben verdunkelt sein muss? Ich wills diesmal noch nicht melden, aber ich komme nächste Woche wieder und kontrolliere. Als er fort war, eilte sie zu Stephan. Du, sagte sie, dass du mir nachts kein Licht mehr machst. Einer vom Luftschutz war da. Er hats gesehen. Hinkela, sagte er, wenn Sie es doch glauben wollten: es ist besser, ich geh fort. So, sagte sie, du willst fort. Und ich ? Ich bleib mutterseelenallein. Was hab ich denn, wenn ich dich nimmer hab? Nein, mein Kleiner, wir zwei, wir bleiben beieinander, was auch kommen mag. Danach ging es lange gut, und Hinkela vergaß den Schrecken. Sie wagte es sogar, unterm Tag für ein paar Stunden fortzugehen, um Bahnhofsdienst zu machen; wenn Züge mit Soldaten kamen, schenkte sie ihnen Kaffee ein aus einer großen Blechkanne, und alle freuten sich, weil sie so lustig hinkte und lachte. Aber nach Ostern lachte sie nicht mehr: ihr Mann war gefallen in Polen. Als sie den Brief bekommen hatte, auf dem Rand >Geht in Groß-Deutschland<, und

als sie ihn gelesen hatte, blieb sie lange Zeit still sitzen, dann ging sie zu dem Kleinen. Lies, sagte sie. Als er gelesen hatte, schauten sie sich an. Ja, sagte Hinkela, so ist das. Jetzt hab ich nur mehr dich. Wenn du nicht wärst, hätte ich gar nichts mehr. Nach diesem Tage ging das Leben weiter, weil es weiter gehen musste; aber es ging nicht mehr lange weiter, nicht mehr so; denn: eines Tages kam Hinkelas Schwager, der auch Soldat, Feldwebel, war, in Urlaub, und bei ihm zu Hause war das Kleinste krank, es schrie Tag und Nacht, und der Mann hielt das nicht aus, konnte nicht schlafen, kam also zu Hinkela und bat um ein Nachtquartier, sie habe doch die Dachkammer leer. Ja, sagte Hinkela rasch, da schlafe jetzt sie, seit ihr Mann tot sei, und der Schwager könne das Schlafzimmer unten benutzen. Vierzehn Tage dauerte der Urlaub, dreizehn Nächte lang schlief der Feldwebel in Hinkelas Haus und merkte nichts. Die letzte Nacht wollte er wieder daheim und bei seiner Frau verbringen. Er hatte von Hinkela schon Abschied genommen, schon am Morgen, und so war denn kein Grund da, dass der Kleine den Abend nicht unten in der Küche sitzen und Hinkela vorlesen sollte. Wer konnte vermuten, dass der Feldwebel seinen Rasierapparat hatte liegen lassen irgendwo, wo Hinkela ihn übersah, und nun, spätabends, kommen würde, ihn zu holen? Er kam. Der Kleine konnte gerade noch in der Speisekammer verschwinden. Mit wem hast du denn gesprochen? fragte der Feldwebel.

Ich? Mit wem sollte ich reden? Das Radio hat gesprochen. Mehr wurde darüber nicht gesagt, und der Feldwebel war schon an der Haustür, da hustete der Kleine, er war erkältet; er hustete in sein Taschentuch, unterdrückte den Husten, aber der Feldwebel blieb stehen. Da ist doch wer, sagte er. Hinkela wiegte sich in den Hüften. Warum sollte da nicht wer sein? fragte sie schnippisch. Der Feldwebel schaute sie schief an. So eine also bist du? Ja, so eine bin ich.

Na, sagte der Feldwebel, dein Mann ist noch kein halbes Jahr tot, und du tröstest dich schon. Ja, ich tröste mich, sagte Hinkela. Und du, gib nur acht da draußen, dass meine Schwester nicht auch Witwe wird und sich trösten muss. Der Feldwebel schüttelte den Kopf. Wie du redest! Eine halbe Stunde später war es Hinkela, als hörte sie im Garten ein Geräusch. Sie ging hinaus und leuchtete mit der Taschenlampe den Boden vor dem Küchenfenster ab. Da waren Spuren von Männerstiefeln. Sie verschwieg es dem Kleinen, aber sie ließ ihn nun des Abends nicht mehr in die Küche kommen. Er begriff, und er sagte nichts. Eine Woche, nachdem der Feldwebel abgefahren war, frontwärts nach Osten, standen eines Vormittags zwei Männer vor dem Haus, Männer in Zivil. Sie sagten, dass sie die Verdunkelungsvorrichtungen und Luftschutzkeller kontrollieren müssten. Es waren schon zwei da, die alles kontrolliert haben, sagte Hinkela und stellte sich auf die Schwelle. Da zog der eine seinen Ausweis aus der Tasche. Geheime Staatspolizei. Ja dann, sagte Hinkela, bittschön. Sie gab die Schwelle frei. Der eine ging ins Haus, der andere in den Garten. Hinkela blieb im Hausflur stehen. Der Polizist hatte zuerst den Keller durchsucht, dann das Erd-geschoß, und zuletzt stieg er hinauf unter das Dach. Hinkela hörte, wie er an der Tür des Verschlags rüttelte. Sie, rief er hinunter, Sie, kommen Sie herauf, sperren Sie da auf. Hinkela stieg langsam, ihr Bein nachschleppend, zu ihm hinauf. Ich hab keinen Schlüssel, sagte sie, da hat mein Mann einmal abgesperrt und den Schlüssel mitgenommen, weil er immer Angst gehabt hat, jemand nähme ihm sei ne alten Zeitungen weg, er hat nämlich, wissen Sie, alle Jahrgänge des >Völkischen Beobachters< gesammelt seit 1933. Sie waren ihm wichtig. Jetzt liegt der Schlüssel mit ihm in der Erde. In Polen. Ich lass das alles so, wie es ist. Aufmachen, sagte der Polizist. Ja wie denn? fragte Hinkela. Wie denn ohne Schlüssel? Bringen Sie eine Beißzange und ein Stemmeisen, sagte er, und als sie zögerte, schrie er: Aber sofort, verstanden? Sie hinkte langsam die Stiege hinunter und in die Werkstatt. Auf dem Weg über den Hof sah sie den Kleinen auf dem Dach liegen. Den zweiten Polizisten sah sie nicht. Als sie mit dem Werkzeug wiederkam, hatte der Mann das Schloss schon abgerissen. Aber die Tür ging nicht auf. Was ist das? schrie er, warum geht die Tür nicht auf? Hinkela zuckte die Achseln. Sie klemmt halt. Ein Beil! rief der Mann. Sie hinkte die Stiege hinunter und holte das Beil. Der Mann schlug auf das Holz ein, die Bretter fielen auseinander. Die Kammer war leer. Hinkela schaute den Mann freundlich an, eine Schulter hochgezogen. In diesem Augenblick hörte sie den anderen Polizisten im Garten schreien: Runter mit dir, oder ich schieße. Hinkela flog die Stiege hinunter, der Polizist hinter ihr her. Da standen sie nun und sahen den Kleinen droben am Dach hängen. Eine Leiter, schrie der Polizist. Hinkela rührte sich nicht. Komm sofort herunter, schrie der andere. Aber das war ein Befehl, dem der Kleine nicht folgen konnte ohne Leiter. Dann aber sahen sie, wie er das Sims losließ und auf der alten rostigen Dachrinne stand, einen Ast der Kiefer ergriff und sich daran hängte. Die Polizisten griffen nach ihm und holten

ihn herunter. Er stand blass und ruhig zwischen ihnen.

Aha, sagte der eine Polizist, da haben wir den Vogel. Und Sie da, wie kommen Sie zu dem Kind? Das, sagte Hinkela, ist das meine. Das Ihre? Sie haben nie ein Kind geboren. Doch, geheim, sagte Hinkela. Aber das da, das ist doch ein Judenbankert, rief der Polizist, das sieht man doch. Wie kommen Sie zu dem Kind, frag ich Sie. Es ist das meine, wiederholte Hinkela. Frau, rief der andere Polizist, ich hab Ihren Mann gekannt. Sie waren ihm doch treu.

Aber, sagte Hinkela, das da ist mein Kind, und es ist nicht von ihm. Von einem Juden also? Hinkela schwieg, aber sie ging auf den Kleinen zu und legte ihren Arm um ihn. Sei still, sag nichts, flüsterte sie ihm rasch zu. Die Polizisten sahen sich an. Abführen, sagte der eine. Der andere schüttelte bekümmert den Kopf. Wenn das Ihr Mann gewusst hätte. Er hat es gewusst, sagte Hinkela, immer schon hat er es gewusst. Was? rief der Polizist, er hats gewusst und nicht gemeldet? Abführen, sagte der andere.

Sie sperrten das Haus ab und drängten Hinkela und den Kleinen in das vergitterte Auto. Man brachte sie ins Gefängnis, und es war ein Wunder, dass man sie nicht trennte. Beim Verhör, das noch am selben Tage stattfand, erfuhr die Staatspolizei nichts weiter, als was Hinkela bereits ausgesagt hatte. Plötzlich sagte der SS-Mann, der das Protokoll aufnahm: Aber der Bankert da, der sieht mir ganz so aus, als wäre er einer von den Frankensteins. Ja, wirklich, rief der andere, das ist ein Judenbankert. Ist denn das Rattennest nicht ausgeräuchert worden? Scheint nicht. Die Alte ist ja auch entkommen. Man hat sie doch gefunden, halb verfault am Fluss. Der Kleine zitterte, aber er blieb standhaft; Hinkelas Hand hielt ihn. Also, wie ist das nun: wollen Sie ein Geständnis ablegen oder nicht? Die Sache ist klar: Sie haben den Bankert bei sich versteckt, eineinhalb Jahre, obwohl Sie wussten, dass er ein Jud ist. Das bedeutet Widerstand gegen die Staatsgewalt. Verstehen Sie? Hinkela sagte kein Wort. Sie hielt den Kleinen fest an der Hand und schaute geradeaus zur Wand hin. Die Männer redeten eine Weile leise miteinander, und Hinkela hörte nur das eine und andre Wort, aber als sie diese Wörter aneinanderreichte, da wußte sie, was geschehen würde. In der nämlichen Nacht noch ging ein Transport irgendwohin. Wohin er gehen sollte, hat Hinkela nicht mehr erfahren. Als sie eine Nacht und einen Tag in einer Ecke des Viehwagens verbracht hatten, stumm und hungernd und durstig, aber eng beieinander, sie und der Kleine, und als es wieder dunkel wurde, blieb der Zug auf freiem Felde stehen. Er blieb so plötzlich stehen, daß die Menschen in dem Wagen heftig nach rückwärts gestoßen wurden. Ein Zugunglück, sagte jemand. Aber da hörten sie das Brummen der Bomber, es war dicht über ihren Köpfen, und sie hörten auch Einschläge weiter vorne. Idioten, schrie jemand im Wagen, solche Idioten, diese Engländer. Auf uns schmeißen sie Bomben, auf uns! Eine Frau sagte laut: Besser jetzt tot als auf den Tod warten müssen, dort. Und dann ging alles unter in einem großen Krachen, das sie taub und stumm machte. Als Hinkela zu sich kam, waren die ändern dabei, Bretter aus dem brennenden Wagen zu schlagen, und schließlich sprangen sie hinaus, einer nach dem ändern, blindlings und wahnsinnig vor Angst. Auch Hinkela sprang, den Kleinen nachziehend. Sie stürzten auf den Bahndamm. Der Zug brannte. Graue Schatten rannten über die Felder in die Nacht hinein. Andere Schatten schossen nach ihnen. Lauf, Stephan, lauf, rief Hinkela. Mach dich klein, kriech zuerst, dann lauf. Der Kleine tat ein paar unschlüssige Sprünge vorwärts, dann kehrte er zurück. Und du ? rief er. Komm, komm! Ich kann doch nicht, sagte Hinkela, du weißt doch: mein Fuß. Mit dem komm ich nicht weit. Ist ja auch gleich. Aber du, lauf, mein Bub, lauf um dein Leben. Gott wird dich schützen. Nein, sagte der Kleine, nein. Ich bleib bei dir. Hinkela wollte etwas erwidern, aber das konnte sie nicht mehr, denn eine der Wachen, die blindlings ins Dunkle Schossen, traf sie mit einem Revolverschuss, und der zweite traf den Kleinen, aber nur am Bein, und er blieb liegen und verblutete; das dauerte lange. Ein paar Tage später fanden ihn Bauern, die neugierig und ängstlich sich dem ausgebrannten und verlassenem Zug näherten; sie wollten das Kind nach Hause nehmen, aber es starb schon auf dem Hinweg, dreißig Kilometer vor Auschwitz.

entnommen aus:

Rinser, Luise: Geschichten aus der Löwengrube, S. Fischer Verlag, 1986